

Geist und Macht, dieses Thema sei – so sagte es einmal Hans Magnus Enzensberger – eine urdeutsche Spezialität, unergiebig wie Sauerkraut oder der Karneval zu Mainz. Macht und Geist, meinte der Dichter weiter, stellten ein deutsches Indianerspiel dar zwischen zwei verfeindeten Indianerstämmen: den Politikern und den Intellektuellen.

Wenn allerdings das Verhältnis von Intellektuellen und Politik ein Indianerspiel sein soll, dann ist Herr Bergsdorf als sein Chronist und Interpret zu bezeichnen, denn Themen, die im Koordinatensystem von Geist und Macht liegen, sind eine urbergsdorfsche Spezialität. Als Hochschullehrer hat er dieses Feld, das vor allem in Deutschland ein Spannungsfeld ist, über Jahrzehnte ausgelotet und erforscht.

Betrachten wir das Koordinatensystem von Geist und Macht, stoßen wir auf einen Menschentypus „ohne fest umrissenen Status in der Gesellschaft, ökonomisch abhängig von jenen, die (...) intellektuelle Tätigkeit bezahlen, politisch bestimmt von den Freiheitsgarantien, die ein politisches System anbietet oder verweigert“, „einen Menschentypus, ohne den die Zusammenhänge und Entwicklungen in Geschichte und Politik, Gesellschaft und Kultur nicht zu verstehen sind“, wie es Wolfgang Bergsdorf in seinen Arbeiten über Intellektuelle formuliert.

Wenig Unstimmigkeit herrscht darüber, dass Intellektuelle eine Funktion in der Gesellschaft und für die Politik haben;

umstritten dagegen ist eher die Frage nach ihrer Stellung, ihrer Leistung und ihrer Verantwortung, ihren Grenzen. Daher möchte ich zunächst ganz allgemein die Aufgaben der Intellektuellen definieren als Vermittlung zwischen sozialer Realität und politischer Kultur. Als Hauptmerkmal dieser Vermittlungsaufgabe wird bei den meisten Autoren die Kritik genannt im Sinne von Kritik und Mäßigung der Macht (siehe etwa Theodor Geiger). Dabei ist es wichtig zu betonen, dass Kritik negativ genauso wie positiv sein kann und auch so verstanden werden sollte. Es ist meines Erachtens ein Missverständnis, den Intellektuellen *per definitionem* in eine permanente Rolle des Opponierens oder Obstruierens hinsichtlich des politischen Bereiches zu drängen.

Eine fruchtbare Korrelation von Intellektuellen und Politik ist durchaus möglich:

„Mit ihrer Neugier und Kreativität erzeugen sie die Unruhe, die sich ein auf einer personalen Freiheitsgarantie begründetes politisches System wie die pluralistische Demokratie zunutze machen muss. Der Gewinn an Flexibilität verhindert die Verkrustung und Erstarrung ihrer leitenden Ideen und Werte und trägt so zur Überlebensfähigkeit dieser Ordnung bei.“ (Wolfgang Bergsdorf)

Die Konjunktur dieses Menschentypus war immer schwankend. Die Intellektuellenkritik gehört ebenso zu diesen Konjunkturschwankungen wie die Revitalisierung in der Figur des öffentlich engagierten Intellektuellen als moralische

Kompetenz in der Nachkriegszeit und schließlich der Vorwurf des Versagens, den sich die Intellektuellen beim und nach dem Zusammenbruch des Sozialismus und die deutschen Intellektuellen bei der deutschen Wiedervereinigung gefallen lassen mussten.

Mich interessiert nun, wie es sich mit der Haltung der Intellektuellen zu einem anderen zentralen politischen Thema des 20. Jahrhunderts verhält: nämlich zur europäischen Einigungspolitik. Dabei werde ich versuchen – freilich nur holzschnittartig –, zwei Hauptfragen nachzugehen: Haben sich die europäischen Intellektuellen erstens Gedanken gemacht über Europa? Also gab es überhaupt einen Europadiskurs? Und wenn ja, wie haben sie zweitens zu diesem Europadiskurs beigetragen? Eher konstruktiv, eher indifferent oder negativ-destruktiv?

Die Beschäftigung der Intellektuellen mit Europa

Dass Denker über Europa reflektieren, sei es als geografische Beschreibung, als kulturellen Begriff oder als politisches Modell, hat seit Herodot eine lange Tradition. Eine der eingängigsten Begründungen dafür, warum das so ist, ja fast zwangsläufig so sein muss, lautet folgendermaßen:

„Was Europa ist, das bestimmt von jeher der Europäer. (...) Denn nicht seine physiographische Beschaffenheit macht es (Europa – d.V.) aus, sondern sein Selbstverständnis. (...) Deshalb kommt es letztlich nicht darauf an, was Europa als empirischer Befund – objektiv – ist, sondern was es im Bewusstsein des Europäers – subjektiv – darstellt. In Anleihe bei Kant: Europa ist keine transzendente, sondern eine transzendente Größe. Es gibt kein ‚Europa an sich‘, sondern nur ein Europa, wie es im Denken und Wollen des Europäers erscheint.“ (Josef Isensee)

Demnach kommt bei der Entwicklung Europas, einer ohnehin prozesshaften

und offenen Entwicklung, den geistigen Einflüssen große Relevanz zu. Und hier kommen die Intellektuellen ins Spiel. Man könnte sie verstehen als Impulsgeber und innovative Kräfte, als Orientierungs- oder auch Korrekturhilfe, als Vertretungsinstanzen und als Visionäre, als Integratoren und Identitätsstifter. Ähnlich wie die Intellektuellen bei der Nationswerdung und Herausbildung des Nationalbewusstseins eine wesentliche Rolle gespielt haben in der Geschichte, könnte dies auch für das Europabewusstsein gelten.

Schaut man sich die Überlegungen und Entwürfe seit Dante über die Jahrhunderte an, kristallisieren sich trotz unterschiedlicher Entstehungszeiten und -orte einige gemeinsame Merkmale heraus: Es lässt sich erkennen:

1. Die Europaentwürfe waren ein gesamteuropäisches Phänomen: Die Gedanken des Abbé de Saint-Pierre in Frankreich ähnelten denen von William Penn in England, ebenso verhält es sich mit Kant und Rousseau. Während der Romantik beteiligten sich Deutsche (Novalis, die Brüder Schlegel, Arndt, Gentz) ebenso wie Engländer (Coleridge) und Franzosen (Madame de Staël) an der Europadebatte; gegen das Restaurationseuropa opponierten Görres, Heine, Börne. Giuseppe Manzzini, Charles Mackay und Victor Hugo hatten zur gleichen Zeit ähnliche Ideen über eine politische Zusammenarbeit in Europa. Zwischen 1871 und 1912 trugen Miguel de Unamuno, Wildenbruch und Paquet zur Diskussion bei. Während des Ersten Weltkrieges und in den zwanziger Jahren flammte die Europadebatte in einer Intensität auf, die nur mit jener der napoleonischen Epoche zu vergleichen ist. Während des Krieges ging es Literaten wie Romain Rolland, Hermann Hesse, Annette Kolb, Heinrich Mann, Wolfgang Borchardt, Hugo von Hofmannsthal, Theodor Lessing um die Überwindung jener kriegerischen Kon-

frontation, die sie in einer europäischen Einigung sahen. Nach dem Krieg fand die Paneuropa-Idee, von Coudenhove-Kalergis in seinem Buch *Panuropa* (1923) konzipiert, breite Unterstützung. Viele und namhafte Schriftsteller unterstützten die europäische Verständigungspolitik Briands und Stresemanns: Thomas Mann, Kurt Tucholsky, Arnold Zweig, Klaus Mann, Max Rychner.

Fazit: Europaentwürfe und Europadis-kurs waren nicht nur ein grenzüberschreitendes Phänomen. Desgleichen sind viele der modernen Europapläne nicht zu denken ohne ihre Vorläufer, das heißt, letztlich ist die politische Europa-idee ein guter Beweis für den europäischen Kulturzusammenhang, für ein von der Nationalität unabhängiges gemeinsames Denken, oder in den Worten von Edgar Morin: für einen gemeinsamen europäischen Ideenmarkt.

2. Es ging vornehmlich um zwei Aspekte: Zum einen um staatspolitische Entwürfe für eine künftige europäische Föderation und zum anderen um die Diskussion über die Identität Europas.

3. Die Schriften und Projekte enthielten meist Vorschläge, gesamteuropäische Mechanismen und Organe zu schaffen, sie waren also übernational gedacht.

4. Gleichzeitig aber wurde meistens eine föderale Struktur vorgeschlagen, bei der die Rechte und die Souveränität der Nationalstaaten bestehen bleiben sollten, und zwar in einem übernationalen Verbund. Die Frage Staatenbund oder Bundesstaat, mit der wir es heute zu tun haben, ist also gar nicht so neu.

5. Die Europaidee lebt offensichtlich in Zeiten der Konvulsionen oder gar Katastrophen auf (siehe Sullys *Gran Dessin* beim Zusammenbrechen des mittelalterlichen Universalreiches und Dreißigjährigen Krieg, Abbé Saint-Pierres *Projet de paix perpetuelle* beim Spanischen Erbfolgekrieg, Novalis' Christenheitsrede bei der Auflösung des Heiligen Römischen Rei-

ches Deutscher Nation.) Auch nach der Ära Napoleons und nach den beiden Weltkriegen lässt sich beobachten, wie die Schriftsteller Europas auf ein gemeinsames Europagefühl bedacht waren beziehungsweise den nicht neuen Gedanken aufgriffen, dass eine politische Einigung des Kontinents künftigen Katastrophen vorbeugen könne. Die Einigungspläne Europas haben sozusagen eine Tradition als Friedenspläne. Europa als Hoffnungsformel, die die Schriftsteller immer wieder neu füllten, mit unterschiedlichen Erwartungen und mit unterschiedlichem weltanschaulichen, aber sehr konkretem politisch-organisatorischen Hintergrund.

Die Beschäftigung der Intellektuellen mit Europa nach 1945

Tatsächlich haben sich gerade seit Novalis Schriftsteller in europäischen Ländern engagiert mit der Europaidee beschäftigt und wesentliche Beiträge zum Thema der kulturellen und politischen Einheit Europas geleistet. Dabei waren ihre Ideen und literarischen Äußerungen manches Mal den politischen Zielvorstellungen voraus, wie etwa Victor Hugo, dessen leidenschaftliche Parlamentsrede von 1851, die die politische Einheit Europas propagierte und bereits von den „Vereinigten Staaten Europas“ sprach, Empörung und Hohn auslöste. Auch gab es Phasen eines Gleichklangs und einer gegenseitigen Inspiration von Europavisionen und politischer Praxis wie in den 1920er Jahren, als die Mehrheit der deutschen und französischen Literaten die Politik Stresemanns und Briands unterstützte.

Wie sah und sieht die Haltung der Intellektuellen aus, seit sich nach dem Zweiten Weltkrieg die politische Einigung Europas zu konkretisieren begann und verwirklicht wurde? Waren sie Avantgarde oder Nachhut für die Idee eines geeinten Europas, gab es einen Gleichklang oder eine Leerstelle? Ich habe für die Nach-

kriegszeit vier Phasen ausgemacht, die ich 1. engagierte Unterstützung, 2. Rückzug, 3. Paralleldiskurse: Renaissance hier, Hinterherhinken dort und 4. Opposition nennen möchte. Bei meiner Betrachtung konzentriere ich mich übrigens auf die literarische Prominenz. Auch wenn die deutschen Schriftsteller dabei im Mittelpunkt stehen, werde ich, wo notwendig und interessant, den Vergleich zu Literaten aus anderen Ländern ziehen.

Rainer Lepsius unterteilt Intellektuelle in kompetente, quasi-kompetente und inkompetente Kritiker; die kompetente Kritik ist diejenige, die im Rahmen einer Profession heraus, aus Zuständigkeit geschieht, die quasi-kompetenten Kritiker sind Journalisten und Wissenschaftler, die sich außerhalb ihres institutionellen Professionsbereiches zu Wort melden, und unter inkompetente Kritiker fasst Lepsius Schriftsteller. Bei meiner Betrachtung beschränke ich mich auf die literarische Prominenz, also die inkompetenten Kritiker.

Erste Phase: Engagierte Unterstützung

In der ersten Phase der 1940er und 1950er Jahre, die ich Phase engagierter Unterstützung nenne, herrschte eine starke Motivation vor, die Einigung Europas zu fördern, um eine solche Katastrophe wie den gerade durchlebten Krieg in der Zukunft zu verhindern. Also wieder Europa als Friedensplan. So forderten nach 1945 deutsche, englische, französische, spanische und andere Intellektuelle gleichermaßen, mit allerdings dann sehr unterschiedlichen Vorstellungen, einen Neuanfang europäischer Zusammenarbeit. Ich nenne T.S. Elliot, Jean-Paul Sartre, Ferdinand Lion, Salvador de Madariaga. Die deutschen Literaten engagierten sich besonders, was sich damit erklären lässt, dass man neben der belasteten deutschen Identität eine zweite positive, nämlich europäische, Identität zu schaffen suchte.

Die Akzente der Ideen waren unterschiedlich und reichten von dem sich auf sein christliches Erbe besinnenden Europa bei T.S. Elliot bis zu dem Wunsch nach einem sozialistischen Europa bei Alfred Andersch, Hans-Werner Richter und Jean-Paul Sartre etwa.

Versucht man die verschiedenen Diskursbeiträge etwas zu ordnen, so kann man drei Variationen unterscheiden: Da ist die eher kulturhistorisch orientierte Variante wie etwa bei Frank Thiess und Werner Bergengruen, eine grundsätzlich positive Einstellung zur Europaidee, jedoch mit skeptisch-kritischen Zweifeln belegt wie bei Klaus Mann, und schließlich eine stark praxisorientierte Gegenwartsanalyse, aus der entsprechende Zukunftsprojektionen abgeleitet wurden wie bei Eugen Kogon, der sehr konkret und realistisch die politischen Aufgaben aufzählte.

Es waren also nach dem Zweiten Weltkrieg wieder – wie oft in der Geschichte – prominente Schriftsteller, „die sich als Wegbereiter des Europagedankens erwiesen“. Gleichzeitig gab es – ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg – einen Gleichklang zwischen Politikern, Intellektuellen und der Bevölkerung. Auch die großen Europapolitiker hätten die EGKS oder die EWG nicht gründen können, wenn die europäische Bevölkerung noch im nationalen Denken verhaftet geblieben wäre. Frank Thiess drückte dies 1949 so aus: „Wenn das Gefühl für die Notwendigkeit einer Europa-Union nicht in den Völkern lebt, würde keine Staatskunst sie ins Leben rufen können.“

Bei aller im großen Konsens vorhandenen Unterstützung des europäischen Einigungsgedankens wäre es allerdings falsch, ein Bild der europäischen Intellektuellen zu zeichnen, das kritiklos die konkrete politische Entwicklung seit der EGKS begleitet hätte. Viele Autoren bedauerten die Dominanz der wirtschaftlichen Aspekte beim Einigungsprozess.

Stellvertretend sei Reinhold Schneider genannt, der in einem Vortrag 1957, also kurz nach der Unterzeichnung der Römischen Verträge, forderte:

„Alles kommt darauf an, dass *Euratom* (...) nicht Inhalt werde, sondern Helm auf einem edlen, denkenden Haupt, Schild vor einer lebendigen Brust, und dass die Börse nicht mehr gilt als das Herz, Euro Markt nicht mehr als Europa.“

Die Erinnerung an „Europa als Lebensform“ – so der Titel seines Vortrages – und die Kritik an der Vernachlässigung der kulturellen Aspekte der Einigung Europas entsprechen dem, was auch Jean Monnet bald feststellte und in seinem berühmten Satz *Si c'était à refaire, je commencerais par la culture* (Müsste ich es noch einmal machen, dann würde ich mit der Kultur beginnen) ausdrückte.

Eine zweite Befürchtung bestand in der Nivellierung der europäischen Mannigfaltigkeit, im Abhandenkommen der typischen Vielfalt zu Gunsten einer zentralistisch strukturierten Ordnung. Wiederum beispielhaft für die Meinung vieler sei Ferdinand Lion genannt, der ebenfalls 1957 zu bedenken gab, dass eine Vereinheitlichung das europäische Wesen gefährden könnte. „Der europäische Pluralismus“, so der Titel seines Aufsatzes und zugleich seine Forderung, müsse bewahrt bleiben, er sei das Kennzeichen europäischer Geschichte und Kultur. Die Intellektuellen legten damals mit ihren Forderungen nach stärkerer kultureller Unterfütterung und nach Bewahrung der Vielfalt ihre Finger in eine Wunde, die heute noch offen ist. Dies zeigt, wie sehr sie sich in die Belange und Probleme Europas eingefühlt und eingedacht hatten.

Zweite Phase: Rückzug

Nach dem lebhaften und auch in seiner kritischen Form konstruktiven Europadiskurs der 1940er und 1950er Jahre kontrastieren die 1960er und 1970er Jahre in eklatanter Weise. Ich habe diese Zeit

Rückzug genannt, weil der Europadiskurs als solcher und die Intellektuellen in ihm praktisch völlig verschwinden. Die Fernethik rückte in den Vordergrund: Themen wie Dritte Welt, Umweltzerstörung und die fernen Kriege (Vietnam) beherrschen das Interesse der Intellektuellen. Europa trat aus ihrem Gesichtskreis heraus mit nur sehr wenigen Ausnahmen, etwa Hilde Spiel und Heinrich Böll.

Für das Desinteresse an Europa sieht Edgar Morin noch einen weiteren Grund: Während nach dem Zweiten Weltkrieg der Internationalismus der Sozialdemokraten daniederliegt und sie deswegen für die Europaidee noch eine gewisse meta-nationale Begeisterung bewahren konnten, misstrauten die Linksintellektuellen spätestens seit den 1960er Jahren der Europaidee. Für sie sei die EWG nichts anderes als eine kapitalistische Superfestung, und dieses Europa erscheine umso abstoßender, als „für viele Europäer die rote Sonne am Zenit erstrahlt“. Der Quell der Erleuchtung befinde sich nun außerhalb Europas. Die Träger der politischen Erwartungen und Hoffnungen fanden die Linksintellektuellen, so analysiert auch Herfried Münkler, nicht in Europa, sondern an dessen Peripherie beziehungsweise außerhalb seiner Grenzen: Es ist die „nach Moskau verlagerte Vorstellung, dass das Erleuchtung verkörpernde und Rettung ankündigende Licht im Osten aufgehe“. (Herfried Münkler)

Diese „Verweigerung der Intellektuellen“, wie Morin es nennt, oder „Peripherisierung“ in den Worten Münklers führte dazu, dass das Thema Europa nicht zur Debatte stand, der europäische Einigungsprozess schlichtweg ignoriert wurde. Diese Aussage gilt mehrheitlich für die deutschen Intellektuellen, in Frankreich trat nach der Veröffentlichung des *Archipel Gulag* ein Sinneswandel ein, was die Erleuchtung aus dem Osten betrifft. Interessanterweise findet am süd-

lichen Rand Europas ein Europadiskurs gänzlich anderen Inhalts statt, quasi ein Paralleldiskurs zu Westeuropa.

So wurde für die spanischen Intellektuellen Europa ein Thema, insbesondere seit Anfang der 1960er Jahre, nachdem Franco einen Beitrittsantrag gestellt hatte, dessen Ablehnung sie übrigens mit Schadenfreude begleiteten. Europa verkörperte für die spanischen Intellektuellen den Kontrapunkt zum antifreiheitlichen, antidemokratischen und zentralistischen Franco-System, indem es für Demokratie und kulturellen Pluralismus stand. Die Kritik am eigenen System und die positive Wahrnehmung der europäischen Integration verbanden sich mit der bereits seit dem 19. Jahrhundert virulenten Frage nach der eigenen Identität, nach der Zugehörigkeit zu Europa. An diesen intensiven und affirmativen Europadiskurs knüpften die Intellektuellen dann auch nach dem Ende des Franco-Regimes an und unterstützen die Beitrittsabsichten der demokratischen Regierungen.

Dritte Phase: Paralleldiskurs

Ein ähnliches Phänomen eines Paralleldiskurses finden wir in Ostmitteleuropa in den achtziger Jahren. Während also die deutschen Intellektuellen seit den 1970er Jahren als Leerstelle im Europadiskurs dastehen, bilden sich sozusagen an den Rändern des Kontinents Europadiskurse mit eigenen Fokussen: nämlich dem Wunsch nach Freiheit und Demokratie und dem Erwachen oder der Renaissance eines Zugehörigkeitsgefühls zum kulturellen Europa.

Der Europadiskurs in Ostmitteleuropa wird angestoßen vor allem von Milan Kundera, der 1984 (im *New York Review of Books*) seinen Essay „Tragödie Mitteleuropas“ publiziert, und von György Konrad, dessen Buch *Antipolitik – Mitteleuropäische Meditationen* 1985 in Deutschland erscheint. Kundera thematisierte insbesondere die Frage nach der europäischen

Identität, eben auch der Länder Mitteleuropas. Mitteleuropa sei der – durch die Katastrophe von Jalta – entführte Westen, der verschleppt und einer Gehirnwäsche unterzogen worden sei, der aber darauf bestehe, seine Identität zu verteidigen. Diese gefährliche Arbeit der europäischen Identitätsdefensive hätten von Anfang an die Schriftsteller auf sich genommen. Kundera sieht also für die Schriftsteller die Aufgabe der Bildung und Bewahrung europäischer Identität. Er kritisiert gleichzeitig das westliche Europa, da es seine eigene Identität zu verlieren drohe, eine Diskussion über kulturelle europäische Identität gebe es nicht. Der Ungar György Konrad hatte einen anderen Ansatzpunkt: Während Kundera die ökonomisch-politische Integration mit kulturkritischen Argumenten attackierte, hielt Konrad sie für nützlich für Mitteleuropa. Allerdings fordert auch er, dass, wenn Westeuropa Mitteleuropa helfen wolle, es seine eigene Identität stärken und die Idee fördern müsse, wonach Europa Subjekt des eigenen Schicksals mit selbstständiger Strategie und selbstständigem politischen Profil sei.

Innerhalb des Europadiskurses der 1980er Jahre tut sich also eine deutliche Kluft auf insbesondere zwischen den deutschen Intellektuellen und den mitteleuropäischen, aber auch etwa zu den französischen und – wie gezeigt – zu den südeuropäischen. Während sich in anderen deutschsprachigen Ländern durchaus Schriftsteller zu Wort meldeten (Christoph Ransmayr, Manés Sperber, György Sebestyén, Thomas Hürlimann, Adolf Muschg), waren die deutschen Schriftsteller vor allem mit Deutschland und dem Problem der Teilung beschäftigt. Es ist einerseits verständlich, dass ihnen das Problem Deutschland mehr auf den Nägeln brannte als die Einheitliche Europäische Akte etwa. Andererseits behandelten sie die deutsche Frage isoliert und sahen ab von der engen Verflechtung

der deutschen Problematik mit der europäischen beziehungsweise internationalen Situation. Zudem hinkten viele der tatsächlichen Entwicklung hinterher und wollten oder konnten die Erwartungen, die in Ostmitteleuropa artikuliert wurden, nicht verstehen. Nimmt man etwa Günter Grass, wird deutlich, wie er noch 1989 an der politischen Teilung des Kontinents festhielt, während seine ostmitteleuropäischen Kollegen die Eingliederung in das westliche Europa anstrebten. Grass und viele andere wollten von dem Konzept des kapitalistischen Westens und kommunistischen Ostens, von der Idee der friedlichen Koexistenz der beiden Systeme im geteilten Deutschland und im geteilten Europa nicht lassen. Während seine ostmitteleuropäischen Kollegen die Eingliederung in das westliche Europa anstrebten, hielt Grass an der politischen Teilung des Kontinentes fest. Hans Christoph Buch drückte es 1988 so aus:

„Lässt sich aus dem Stimmengewirr ein vernünftiges Projekt entwickeln? Mindestens eine *res publica* der Schriftsteller? Oder haben wir die politische Teilung Europas längst auch in unserem Denken und in der Literatur nachvollzogen?“

Es gab nur wenige Literaten (Hans-Christoph Buch, Peter Schneider, Joachim Schädlich), die ihre eigene Rolle hinsichtlich des Themas Europa kritisch beleuchteten, letztlich angestoßen von der in Mitteleuropa initiierten Debatte. Während Enzensberger in seinem 1987 publizierten Buch *Ach Europa! Wahrnehmungen aus sieben Ländern* eine stark europakritische Haltung vertritt, sind die Äußerungen der anderen genannten Autoren eher von Kritik an den Intellektuellen und ihrer Rolle im Europadiskurs geprägt. So kritisierte Buch, dass die Intellektuellen Europa lange vernachlässigt hätten und erst Kundera und Konrad die Diskussion neu aufgelegt hätten, „die weder auf den Abbau von Butterbergen zielt noch auf die Rettung des Abendlandes, wohl aber auf

die friedliche Überwindung des die Entwicklung ziviler Gesellschaften hemmenden Status quo (...).“ Er fragte auch, ob die Schriftsteller die politische Teilung Europas nicht längst auch in ihrem Denken und in der Literatur nachvollzogen haben. Auch für Peter Schneider liegt das Desinteresse der Intellektuellen am Thema Europa daran, dass die Teilung im Denken der Intellektuellen ihren Sitz und ihre Stimme gefunden hatte. Sie könnten sich unter Begriffen wie „Selbstbestimmungsrecht“ und „Freiheit“ nichts mehr vorstellen, betrachteten sie als politischen Kitsch, so Schneider.

Vergleicht man den Europadiskurs der 1940er und 1950er Jahre in Westeuropa und den parallelen Europadiskurs in Süd- und Osteuropa, so kann man ähnliche Ausgangssituationen ausmachen: nämlich das Abschütteln von Diktaturen und die Hoffnung auf einen demokratischen Neubeginn. Eine Differenz ergibt sich aus den Motiven und Zielen: das Motiv für Westeuropa war damals vor allem eine Friedensordnung, die vor Hegemonialstreben und Nationalismus bewahren sollte. Das Motiv Süd- und Osteuropas war und ist weniger Friede denn Demokratie und nationale Selbstbestimmung. Demokratie und Freiheit waren und sind die attraktiven Schlüsselbegriffe, die gleichgesetzt werden mit Europa. Das Ziel hieß für beide Regionen, sich Europa und damit der demokratischen Wertegemeinschaft anzuschließen.

Vierte Phase: Opposition

Die vierte Phase des Europadiskurses ist Anfang der neunziger Jahre anzusetzen, mit dem Maastrichter Vertrag, der politischen Diskussion um eine Europäische Union und den rechtlichen Fragen, die in Deutschland vom Bundesverfassungsgericht geklärt wurden sowie den Referenden in Dänemark, Frankreich etc. Diejenigen Intellektuellen, die sich äußerten, taten dies vornehmlich aus einer stark ablehnenden Haltung heraus mit massiver

Kritik. Der Fokus des Diskurses hatte sich verschoben. Waren es ehemals Fragen nach den politischen Chancen der europäischen Einigung, nach der bestmöglichen Verknüpfung von Einheit und Vielfalt, nach der europäischen Identität, so ging es nunmehr um die Kritik an den Institutionen, an der Bürokratie, am Demokratiedefizit.

„Die logische Folge war, dass Brüssel zu einem riesigen supranationalen Wasserkopf wurde. Die Kommissionen, die Ausschüsse und Untersuchungsausschüsse spielten in ihren Glaskästen ein absurdes Milliarden-Bridge, natürlich alles ohne demokratische Legitimation (...).“ (Hans Magnus Enzensberger)

Zugleich werden inhaltlich wenig originelle Argumente zu Felde geführt. So greift etwa Enzensberger in *Ach Europa!* im Kern letztlich die beiden Aspekte auf, die Ende der 1950er Jahre bereits Reinhold Schneider und Ferdinand Lion angesprochen hatten: nämlich die Gefahr einer Nivellierung der Vielfalt sowie die fehlende kulturelle Unterfütterung der EU bei gleichzeitigem Dominieren der wirtschaftlichen Aspekte.

„Die Politiker haben jahrzehntelang auf dieses Europa der Manager, der Rüstungsexperten und Technokraten gesetzt, und als leuchtendes Beispiel haben sie uns Japan entgegengehalten. Nur haben sie ihre Rechnung ohne die Bewohner unserer schönen Halbinsel gemacht.“

In Bezug auf die Vorwürfe mangelnder Transparenz, zu großen Bürokratismus, zu komplizierter Entscheidungsprozesse sowie der immer noch defizitären demokratischen Legitimation übt Enzensberger teilweise zu Recht Kritik. Interessant ist dabei aber, dass ganz anders als der die europäische Einheitlichkeit befürchtende Enzensberger zum Beispiel die spanischen Intellektuellen das europäische Projekt unter anderem deswegen so faszinierend fanden, weil es ihnen erlaubte, die nationalen Eigenheiten innerhalb der

Gemeinschaft bestehen zu lassen. Ähnlich auch Konrad, der die „demokratische, polyzentrische Union“ für „gut und erfolgreich“ hält. Es fragt sich auch, ob die Bürger Ostmitteleuropas oder Südeuropas Enzensbergers Urteil zustimmen würden, dass das europäische Projekt – eine „recht angejahrte Idee“, „unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg auf die politische Bühne geschleppt“ – zum Scheitern verurteilt ist, und zwar weil die Bürger es so wollen.

In Deutschland fand und findet die intellektuelle Kritik aus einer sehr starken Opposition gegen das Europaprojekt und seine Form der Umsetzung statt, zudem oft polemisch und satirisch, allerdings mit wenigen innovativen und konstruktiven Impulsen. Außerdem muss man betonen, dass diese Protagonisten der Europakritik der 1990er Jahre in Wirklichkeit keine Avantgarde darstellen. Der Aufschwung des intellektuellen Europadiskurses lief nämlich lediglich parallel zu einer allgemeinen Mobilisierung der Öffentlichkeit, wie sie das Thema Europa bis dahin kaum erfahren hatte. Das heißt, die Intellektuellen bildeten keine Vorhut, sondern liefen mit oder hinkten hinterher. Außerhalb Deutschlands entstanden bereits in den achtziger Jahren – nicht nur in Süd- und Ostmitteleuropa, sondern auch etwa in Frankreich – quer durch die politischen Lager differenzierte, beileibe nicht unkritische, aber konstruktive Gedanken zu Europa und seiner Zukunft, etwa von Edgar Morin, Jean-Baptiste Duroselle, Jacques Attali, Joseph Rovani, Jacques Derrida. Zudem finden wir in den 1990er Jahren das Phänomen der Reiseliteratur, in der europabewusste Schriftsteller wie etwa Nooteboom und Enzensberger Europa als Reisende wahrnehmen und weitergeben, oder auch Literatur, die sich mit dem Krieg in Jugoslawien beschäftigt, einem Krieg auf europäischem Boden, mit europäischen Implikationen.

Bettet man diese vier Phasen nach 1945 in einen größeren Zusammenhang, so lässt sich erkennen, dass der quer durch die Nationen stattfindende Europadiskurs durchaus eine Tradition hat, die in den 1960er und 1970er Jahren unterbrochen wird und auch noch nicht wieder zu einer Normalisierung gekommen ist. Währenddessen ist an den Rändern Europas ein Diskurs entstanden mit neuen Fragen und neuen Bezugspunkten, der die Europadebatte revitalisiert hat. Speziell in Deutschland fehlt derweil noch ein kritisch-konstruktiver Ansatz. Die jüngste Debatte, so auch Lützeler, unterscheidet sich grundsätzlich von den Europadiskussionen nach den beiden Weltkriegen. Damals suchten die Schriftsteller unterschiedlichster politischer Überzeugungen auf konstruktive Weise nach einem vereinigten oder wenigstens föderierten Europa. Lützeler's Resümee, dass die meisten Autoren der Vergangenheit zu überzeugten Europäern wurden, als ihre Vaterländer katastrophale Niederlagen erlitten hatten und die europäische Gemeinschaft wie ein Rettungsanker vor dem Untergang der Nation erschien, wirft die Frage auf, ob es nicht eine kritisch-sympathische Haltung zu Europa auch *ex positivo* geben können muss.

Haben die deutschen Intellektuellen versagt?

Eines der zentralen Ergebnisse des Überblicks lautet, dass die deutschen Intellektuellen sich in ihrer Haltung zumindest seit den 1960er Jahren von den Intellektuellen des Restes Europas unterscheiden. Hier sind wir also wieder bei dem besonderen Verhältnis von Geist und Macht in Deutschland, Enzensbergers verfeindeten Indianerstämmen.

Im Gegensatz zu Deutschland findet man in den anderen europäischen Ländern nicht nur ein unverkrampfteres Verhältnis zwischen Geist und Macht, sondern oft auch eine Vermischung beider

Sphären, die dazu führt, dass Politiker es überhaupt nicht als unangenehm betrachten, als Intellektueller zu gelten, oder umgekehrt Schriftsteller in politische Ämter kommen. Viele Länder Europas (interessanterweise in den romanischen) bieten hierfür zahlreiche Beispiele. Auch in Lateinamerika haben Intellektuelle von jeher eine öffentliche Funktion und üben auch oft öffentliche Ämter aus.

Wie kann man nun das Verhalten der deutschen Intellektuellen im Europadiskurs bewerten? Bietet die intellektuelle Debatte um die Einheit Deutschlands einen Aufschluss gebenden Vergleichspunkt?

Lyotards Ansicht, es gebe keinen Beweis dafür, dass künstlerisches Schaffen die politische Entwicklung fördern könnte oder der Künstler dem Gemeinwesen Besonderes mitzuteilen habe, schien sich vor, während und nach dem Umbruch von 1989 quasi als *selffulfilling prophecy* zu bestätigen. Der Zusammenbruch des von vielen Intellektuellen mit großer Sympathie belegten Sozialismus, das Ende der mit sehr wenigen Ausnahmen nicht nur akzeptierten, sondern im Kopf festgeschriebenen und in Schrift verteidigten Teilung Deutschlands und das Scheitern der für viele verheißungsvollen kommunistischen Heilslehre offenbarten plötzlich und mit großem Nachdruck nicht nur eine momentane, sondern eine jahrzehntelange geistige Fehlleitung.

Der deutsche Philosoph Hans Michael Baumgartner meinte, dass man dem Intellektuellen nach dem Zusammenbruch der Vernunftutopien „nicht mehr weiterhin die Leitbildfunktion für Philosophie oder Kunst oder Literatur zusprechen“ könne; der Intellektuelle sei – in Anspielung auf Lyotard – mit Recht zu Grabe getragen worden. Der deutsche Journalist Frank Schirrmacher formuliert es noch pointierter: Die (deutschen) Intellektuellen hätten im Verlauf der Wiedervereini-

gung „in historisch fast einmaliger Weise versagt“ mit der Folge, dass die moralische Kompetenz als „eigentliches Movens der Intellektuellen“ verloren gegangen sei.

Das Versagen der Intellektuellen betraf generell zwei Kritikpunkte: zum einen den Vorwurf des Schweigens und der Sprachlosigkeit. So sprach Joachim Fest davon, dass das kritische Bewusstsein in Sprachlosigkeit versunken sei und noch im Nachhinein das Pathos der moralisch-politischen Instanz desavouiere, die es für sich reklamiere. Dagegen argumentiert Wolfgang Bergsdorf, geschwiegen hätten die Intellektuellen keineswegs, aber sie hätten keine Resonanz gefunden, weil ihre Äußerungen quer lagen zu den Erwartungen der Menschen in beiden Teilen Deutschlands und im Ausland. Auch Helmuth Kiesel konstatierte zu Recht, dass die Intellektuellen nicht einfach geschwiegen hätten, dass es vielmehr eine ansehnliche Anzahl an Überlegungen und Stellungnahmen gegeben habe. „Aber ihre Stimmen gingen unter, weil sie – zum größten Teil – getragen waren von Bedenken und Befürchtungen, die quer zur Dynamik des geschichtlichen Prozesses standen und oft nicht nachvollziehbar waren.“ Vor allem sei die intellektuelle Debatte um die deutsche Einigung von den Kritikern der Vereinigungspolitik beherrscht worden. Die Intellektuellen hätten mehrheitlich an der These von der Kulturnation mit zwei antagonistischen Gesellschaftsordnungen festgehalten und die Zweistaatentheorie länger befürwortet als die meisten Politiker. Zusammengefasst lässt sich das Verhalten der Intellektuellen im Zuge der Wiedervereinigung so charakterisieren: Sie haben die Anliegen der Massen ignoriert, die konkrete Lebenswirklichkeit ausgeblendet und es damit versäumt, die Chancen in den Blick zu nehmen, „die die deutsche Einigung für die weitere Ausbreitung und Konsolidierung von Demokra-

tie, Rechtsstaatlichkeit und Freizügigkeit in Europa mit sich brachte“. Gleichzeitig haben sie es nach Hans Magnus Enzensberger versäumt, eine längst fällige Modifikation des intellektuellen Projekts vorzunehmen.

Die beiden Kritikpunkte – Schweigen oder fehlende ideologische Kritik – hatte Wolfgang Bergsdorf bereits 1978 – in der *Politischen Meinung* übrigens – unter den Stichworten Rückzug und Apologie statt Kritik herausgearbeitet. Anhand dieser Begriffe wird die Analogie im Verhalten der deutschen Intellektuellen – hier: gegenüber der deutschen Frage, dort: gegenüber der europäischen Frage – augenfällig. Haben also die deutschen Intellektuellen seit den 1960er Jahren beim Eurothema ebenso versagt wie bei der Debatte um die deutsche Einheit? Lützelers jedenfalls fragt fast beschwörend und anklagend zugleich: „Wo sind die deutschen Schriftsteller, die heute, in der Situation nach 1989, das Problem der europäischen Identität neu überdächten? Die Stummheit, in die sie sich hüllen, wirkt gespenstisch.“

Doch: Wo liegt das Problem der deutschen Intellektuellen? Und zweitens: Welche Aufgaben könnten Intellektuelle generell im Hinblick auf Europa erfüllen?

Warum haben die deutschen Intellektuellen versagt?

Ist „die Kraft verloren, die Elemente suchen, erkennen und beeinflussen wollen, die die Zukunft bestimmen könnten (...)“, so wie der Lyriker und Romancier Friedrich Christian Delius meint? Sind es schlicht „intellektuelles Desinteresse, Phantasielosigkeit, vielleicht auch Denkfaulheit“, die „einen der zentralen Begriffe der zeitgenössischen Politik zur Verfügungsmasse der politischen Klasse werden lassen“, wie Münkler konstatiert?

Ich stütze mich im Folgenden auf zwei Beobachtungen. Die erste kommt von Kurt Sontheimer, der in Bezug auf die

(linken) Intellektuellen der 1970er Jahre feststellte, dass sie in der Theorie gefangen seien. Damit meinte er, dass es ihnen nicht mehr um die Deutung der Wirklichkeit gehe, ja noch mehr: dass sie auch gar nicht mehr danach fragten, ob ihre Theorien irgendwie gedeckt seien mit der Wirklichkeit. Diese Abkoppelung von der Wirklichkeit bedeutete aber auch Immunisierung gegenüber Erfahrung und Indifferenz gegenüber den Folgen ihrer Worte. Habermas nannte dies in seiner Kritik am Verhalten der Studentenfürher 1968 die „Attitüde der Unverantwortlichen“.

Intellektuelle aber tragen Verantwortung, auch politische, „ob sie es wollen oder nicht, ob sie es ausdrücklich ablehnen oder nicht“, wie Bergsdorf feststellt. Bergsdorf wehrt sich gegen die artifizielle Unterscheidung von Denken und Handeln, die letztlich dem Begriffspaar Macht und Geist inhärent ist. Denken enthalte ebenso intellektuelle und sprachliche Entscheidungen wie Handeln, und es habe sich vor seinem Erfahrungshorizont zu rechtfertigen. So habe das Denken Karl Marx' die Welt wahrscheinlich nachhaltiger geprägt als die Politik Napoleons. Bergsdorf spricht dem Intellektuellen eine Verantwortung zu, die er vor allem in der Kritik der Macht sieht, wobei die Entlarvung ideologischer Mythen dazu gehört. Verzicht der Intellektuelle aber auf seine kritischen Aufgaben, so habe das zwei Formen: den Rückzug und die Apologetik. Aber auch der Verzicht auf politisches Denken und Äußerungen habe politische Wirkungen, so Bergsdorf, da die Intellektuellen auf diese Weise der Gesellschaft zeigten, dass der Rückzug erlaubt sei.

Eine politische Verantwortung zu haben bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, dass Intellektuelle diese in Form eines politischen Amtes übernehmen müssen. Wie erwähnt, findet man im romanischen Kulturraum etwa ein traditionell deutlich

unverkrampfteres Verhältnis zwischen Geist und Macht. In anderen Ländern besteht wiederum eher eine Kultur der Distanz zwischen dem „unabhängigen Intellektuellen“ und der Politik. Die Frage, was politische Verantwortung heißen kann, in welchen Nuancierungen sie sich zeigen kann, ist offen für kontroverse Gewichtungen. Dass Intellektuelle aber Verantwortung haben für das, was sie sagen, und das, was sie nicht sagen, lässt sich nur schwer widerlegen.

Verbinden wir Sontheimers und Bergsdorfs Analyse, lässt sich feststellen: Das Gros der deutschen Intellektuellen hat deswegen versagt, weil sie sich, verfangen in ihrer Theorie, abgekoppelt hatten von der politischen und gesellschaftlichen Realität mit der Folge, dass sie sich entweder vollständig zurückzogen oder apologetisch wurden. Dies alles zeugt von einer Störung im Verständnis von Verantwortung und Wirklichkeit. Im Gegensatz dazu verhielten sich die Intellektuellen anderer Länder, gerade Süd- und Osteuropas, sehr viel stärker wirklichkeitsorientiert, indem sie ihr nationales Schicksal in Verbindung brachten mit dem europäischen Projekt. Sie haben gleichzeitig der europäischen Identität einen neuen, modernen Wert hinzugefügt, den mancher saturierte, die Freiheitsrechte als selbstverständlich betrachtende Intellektuelle möglicherweise nicht mehr wahrzunehmen vermochte: nämlich Europa als Gemeinschaft der Demokratien.

An diesen Interpretationsversuch schließen sich freilich etliche Fragen an: Wie kam es zu diesem Verlust an Wirklichkeitsempfindung und Verantwortungsbewusstsein? Welche Folgen hat es, wenn Intellektuelle etwa in Bezug auf Europa vor allem die negativen Seiten thematisieren, Furcht vor einem europäischen Superstaat artikulieren oder gar das Projekt Europa ganz aufgeben? Welche grenzüberschreitende Wirkung hat

es, wenn die westeuropäischen Intellektuellen die Chancen eines europäischen Integrationswerkes eben auch für andere europäische Regionen kleinreden oder ignorieren, während sie die Negativa dominieren lassen? Wie oft geht mit der oppositionellen Haltung zu Europa ein realistischer Gegen- oder Verbesserungsvorschlag, ein Gegenmodell einher? Wie groß ist bei den Intellektuellen heute überhaupt noch die Bereitschaft, konstruktiv am europäischen Projekt mitzuwirken? Werden die Formung einer europäischen Identität, die Mitwirkung an der Herstellung einer europäischen Öffentlichkeit noch als eine genuin intellektuelle Aufgabe betrachtet?

Welche Aufgaben könnten die Intellektuellen erfüllen?

Jene deutschen Schriftsteller, die 1988 einen Kongress mit dem Titel „Mein Traum von Europa“ organisierten, versuchten, eine Antwort auf obige Frage zu finden. Und manchmal ist es bereits ein Fortschritt, lediglich die Fragen zu stellen, wie es Hans Christoph Buch tut: „Gibt es historische und kulturelle Traditionen, auf die sich eine Identität Europas gründen lässt? Wie könnte ein Europa aussehen, das sich aus der Zwangsjacke von Jalta befreit hat? Sind Schriftsteller geeignet, auf solche Fragen zu antworten? Wie unterscheiden sich ihre Antworten von denen der Politiker, und warum werden sie nicht Politik?“ Peter Schneider meint, die Utopie von der Einheit in der Vielheit müsse von den Intellektuellen festgehalten und ausgearbeitet werden, damit sie geschichtlich verfügbar bleibt. Libuše Moníková sieht die Aufgabe darin, „konkret besetzbare Utopien zu entwickeln“, Maria Antonietta Macciocchi fordert, die Schriftsteller müssten zu Europa zurückkehren, um Besitz zu ergreifen von der Geschichte Europas.

Die Haltung der Intellektuellen sollte idealiter weder in einer Fundamentalop-

position zur EU noch in einer kritiklosen Begleitung der Entwicklung und noch weniger in einem desinteressierten Rückzug bestehen. Es gäbe verschiedene Rollen auszufüllen: als Impulsgeber und innovative Kräfte, als Orientierungs- oder auch Korrekturhilfen, als Verortungsinstanzen und als Visionäre, als Integratoren und Identitätsstifter. Nach Edgar Morin ist es nicht idealistisch, davon auszugehen, dass das Denken die Herausbildung eines geeinten Europa unterstützen könnte, denn es hat in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt. „Die Intellektuellen haben“, so Morin, „die unersetzliche Mission/Funktion, die grundlegenden Probleme der Kultur, des Staates und darüber hinaus der Moral öffentlich anzusprechen. Sie haben, gerade als Katalysatoren, in Deutschland, Italien und in allen Ländern Mittel- und Osteuropas (...) eine geschichtliche Rolle für die Entwicklung des Nationalbewusstseins gespielt.“ Und so braucht auch Europa die Intellektuellen als Katalysatoren und Aufklärer laut Morin. Das eigentliche Problem besteht in der Frage, ob die Intellektuellen heute in der Lage sind, diese Rolle zu übernehmen.

Was könnten konkret die Themen für die Intellektuellen sein?

- Erstens europäische Identität. Was ist Europa heute, wo beginnt es, und wo hört es auf, was macht es aus, und was soll es sein? Hat es eine weltpolitische Aufgabe? Und wenn ja, welche?
- Die Frage der Identität ist zweitens eng verbunden mit der Auseinandersetzung mit anderen Kulturen.
- Drittens die kulturelle Unterfütterung zu fördern, die dem europäischen Projekt immer noch fehlt.
- Dabei viertens die kulturelle Vielfalt nicht nur zu reklamieren und zu bewahren, sondern auch weiterzuentwickeln, dabei aber nicht den Dialog zwischen den Regionen und Nationen innerhalb und außerhalb Europas zu vernachlässigen.

– Fünftens eine europäische Öffentlichkeit zu fördern, einen europäischen Ideenmarkt, wie er einst existierte.

– Sechstens die das Europa seit 1945 verbindenden und charakterisierenden Elemente – nämlich Demokratie und Achtung der Menschenrechte – zu schützen, zu bewahren und zu fördern.

Ich betrachte dabei vor allem die Formulierung einer europäischen Identität als essenziell sowohl nach innen für den Kontinent selbst als auch nach außen. Nur mit einem klaren Selbstbild kann Europa auch politisch nach außen hin klar und effektiv agieren.

Was Europa heute ist, wo es beginnt und wo es aufhört, was es ausmacht und was es sein soll, ob es eine weltpolitische Aufgabe hat – das sind Themen, die politisch überaus aktuell, brisant und wichtig sind, zugleich für die Menschen in Europa Bedeutung haben. Die Themen der europäischen Identität, der künftigen Form Europas sind nicht zuletzt aber auch Gegenstände genuin intellektueller Beschäftigung. Sie bedürfen gar der intellektuellen Begleitung, konstruktiver Kritik, visionärer Unterfütterung. In Abwandlung der Anfangshypothese lautet daher das Schlusspostulat: Ähnlich wie die Intellektuellen bei der Nationwerdung und Herausbildung des Nationalbewusstseins eine wesentliche Rolle gespielt haben in der Geschichte, sollte dies auch für das Europabewusstsein gelten. Dabei kann es nicht um eine historische Erfindung der Nation gehen, wie sie im 19. Jahrhundert durch Gründungsmythen und Entscheidungsschlachten vorgenommen wurde. Auch die Methode, nämlich das Erzeugen von Feindbildern, gegen die sich die nationalen Identitäten abgrenzen und somit herausbilden sollten, kann nicht das Modell sein. Eher müsste es sich um eine in die Zukunft gerichtete Identitätsbildung handeln. Einerseits von visionärer Kraft getragen, ander-

erseits von einem konkreten qualitativen Selbstbild geprägt, kondensiert in der Frage: Wie will Europa sein?

Die These, dass Europa nur mit einem klaren und kritisch-sympathischen Selbstbild auch nach außen hin klar und effektiv agieren kann, und die Forderung, dass Europa eine Identität artikulieren muss, damit es auch international als Dialogpartner entsprechend wahrgenommen wird, bergen eine ungeheuer komplizierte und herausfordernde Aufgabe in sich. Die Mitarbeit der Intellektuellen bei der Formulierung und Formung der Identität Europas ist aber keine völlig neue Rolle, die an sie herangetragen wird, sondern würde – wie gezeigt – an eine jahrhundertealte Tradition anknüpfen, die sie lediglich seit den 1960er Jahren nicht mehr oder nur rudimentär wahrgenommen haben. Dass Intellektuelle aber durchaus noch eine Verantwortung verspüren, an dem *telos* Europas mitzuarbeiten, ist erkennbar an den Diskursen in Süd- und Ostmitteleuropa.

Karl Dietrich Bracher hat einmal in Bezug auf die nationale Demokratie und die Intellektuellen von einer „kritischen Sympathie“ gegenüber der politischen Ordnung gesprochen, die für ihr Überleben notwendig ist. Dies kann auch auf die europäische Integration übertragen werden: Auch sie braucht eine kritische Sympathie. György Konrad hatte es so ausgedrückt: „Europa ist vor allem für sich selbst interessant. Wer sonst sollte Europa lieben, wenn nicht die Europäer?“ Und wer sollte sich, so ergänze ich, um Europas Identität, um die kulturelle Unterfütterung der auf Wirtschaft und Handel konzentrierten EU, wer sollte sich um Europas „intellektuelle Autonomie“ (György Konrad) kümmern, wenn nicht die Intellektuellen?

Marianne Kneuer, geboren 1964 in Bonn, lehrt Politikwissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt.